



Universität
Zürich ^{UZH}



facultativ 2022



Besser gebären mit «urweiblichem Wissen»?

Doulas in der Deutschschweiz – Seite 9



Konflikt im Gebet

Unbequeme Psalmen – Seite 17

Wissenschaftliche Fake News

Wie Patriarchen das Matriarchat erfanden – Seite 13

Beim Barte des Modi

Politik und Religion in Indien – Seite 3

Inhalt

- 3 Modis Metamorphose**
Vom Staatsführer zum Hindu-Guru und zurück
- 6 «Vorwärts mit Gott!»**
Wie der 1. Weltkrieg theologisch gerechtfertigt wurde
- 9 Von Frau zu Frau**
Doulas und ihr «urweibliches Wissen»
- 13 Was nicht passt, wird passend gemacht**
Wie Patriarchen die Matriarchatstheorie erfanden
- 17 Konflikt im Gebet**
Wie im Buch der Psalmen gestritten wird
- 21 Brieffunde werfen neues Licht auf antike Religion**
Wie die ägyptischen Manichäer ihre Religion im Alltag des vierten Jahrhunderts lebten

IMPRESSUM

facultativ Das Magazin der Theologischen Fakultät der Universität Zürich
(Beilage des *bref*), Ausgabe vom Oktober 2022

Herausgeberin Theologische Fakultät (UZH), Kirchgasse 9, 8001 Zürich
Redaktion und Layout Andi Gredig, Tel. 044 634 13 09, andi.gredig@uzh.ch
Korrektorat Jolanda Hunziker

Verlag Reformierte Medien, Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich
Druck Jordi AG, Aemmenmattstrasse 22, 3123 Belp

Titelbilder Ken Tackett/Shutterstock

Liebe Leser:innen

Die neueste Ausgabe des *facultativ* sieht nicht nur ein bisschen anders aus und ist ein bisschen umfangreicher als die vorhergehenden Nummern, sie ist inhaltlich auch anders aufgebaut: Anstatt wie bisher das ganze Heft einer übergeordneten Frage zu widmen, berichten wir über eine ganze Palette unterschiedlicher theologischer und religionswissenschaftlicher Themen.

Es geht um Konflikte in Psalmen (S. 17), um den Alltag einer religiösen Minderheit in der Antike (S. 21) und um einen Theologieprofessor, der im 1. Weltkrieg Kriegsreden schrieb (S. 6). Ausserdem wird die problematische Entstehung der Matriarchatstheorie beleuchtet (S. 13) und die politisch motivierte Selbstinszenierung des indischen Premierministers als Hindu-Guru analysiert (S. 3). In der Titelseite dieser *facultativ*-Ausgabe geht es schliesslich um die Rolle von Doulas in der Deutschschweiz (S. 9).

Allen Artikeln ist gemeinsam, dass sie Einblicke in Themen gewähren, mit denen sich Angehörige des wissenschaftlichen Nachwuchses befassen. Die sechs Autor:innen, die als Assistent:innen und assoziierte Forschende an der Theologischen Fakultät arbeiten, haben die oft komplexen und vielschichtigen Phänomene, mit denen sie sich befassen, nachvollziehbar und verständlich auf Papier gebracht. Sie zeigen, wie vielseitig, aktuell und relevant religionswissenschaftliche und theologische Forschung heute ist. Aber lesen Sie selbst!

Andi Gredig



Modis Metamorphose

Vom Staatsführer zum Hindu-Guru und zurück

Während der Covid19-Pandemie hat der indische Premierminister Narendra Modi sein Image als starker Führer und traditionsbewusster Geschäftsmann mit dem des hinduistischen Gurus ausgetauscht. Eine bemerkenswerte Veränderung, die viel über die Figur Modi und die Verschmelzung von Religion und Politik in Indien aussagt.

von *Nina Rageth*

Narendra Modi ist ein begabter Redner und ein Mann mit ausgeprägter öffentlicher und medialer Präsenz. Als versierter Nutzer von sozialen Medien gehört er gegenwärtig zudem zu den Staatsführenden mit den meisten Followern auf Instagram. Modi weiss um die politische Wirkkraft seines Auftretens: Man kennt ihn als einen Premier, der sein Erscheinungsbild perfektioniert hat und der Massen von Menschen für seine Auftritte mobilisiert.

Modi trägt eine massgeschneiderte Kurta und Weste (ein Outfit, das heute unter dem Namen Modi-Kurta und Modi-Weste vermarktet wird), Designerbrille, Luxusuhr und einen sorgfältig getrimmten Bart. Sein Stil vereint Traditionsbewusstsein mit Nationalstolz, kosmopolitischem Flair, Geschäftstüchtigkeit und Männlichkeit. Dieses Auftreten war nie Zufall oder blosser Eitelkeit, sondern immer Teil von Modis politischem Programm. Seit Narendra Modi 2014 in das Amt des Premierministers gewählt wurde, kultiviert er das Selbstbild des starken Führers, der nach Jahren der Regierung durch die oppositionelle *Kongress Partei* eine neue Ära für die indische Nation einläutet. Mit dem Wahlspruch «good days are coming» kündigte seine *BJP Partei* (Bharatiya Janata Party, indische Volkspartei) Wandel, positiven Wandel an, den Modi mit seiner Grösse, Stärke und seinem Willen einleiten werde.

Verwandlung zu Beginn der Covid-Pandemie

Dieses Bild des immer souveränen, unantastbaren Staatschefs inszeniert Modi über Jahre. Bis sich im April 2020 auch in Indien Covid-19 ausbreitete. Am neunten Tag des ersten Lockdowns ruft Modi die Nation zu einem neun-minütigen Moment der Solidarität auf und schafft dadurch die Möglichkeit

für einen bemerkenswerten Auftritt. Indische Fernsehsender zeigen Modi, wie er in schlichten Kleidern, mit niemandem ausser seiner Mutter an seiner Seite, schweigend eine Öllampe anzündet. Wie ein einfacher Mann, ein Suchender, versenkt er seinen Blick in der flackernden Lampe, einem hinduistischen Ritualobjekt. Modi schweigt mit der Nation für die Nation. Was zu diesem Zeitpunkt als unerwartete und aussergewöhnliche Darbietung des Premierministers erschien, markiert retrospektiv eine Zäsur. In



Der indische Premierminister Narendra Modi vor der Covid-19-Pandemie: Mit sorgfältig getrimmtem Bart, Designerbrille und massgeschneiderter Weste inszeniert er sich als geschäftstüchtiger und souveräner Staatschef. (Bilder: Press Information Bureau/Government of India)

den folgenden Monaten verändert Modi sein Aussehen und Auftreten dramatisch. Er ist von nun an in lose geschnittenen Roben in matten Farben zu sehen – im Fernsehen, in den Zeitungen und auf den verschiedenen Social-Media-Kanälen. Bei einer Gelegenheit trägt er sogar ein Saffran-farbiges Gewand, ein Kleidungsstück, das Askese und religiöse Initiation signalisiert und im heutigen politischen Kontext Nähe zu den Hindu-Hardlinern markiert. Modi legt sich nicht nur eine neue Garderobe zu, sondern lässt auch seine Haare und seinen Bart wachsen. Seine öffentlichen Auftritte werden seltener und er gibt sich nicht mehr als Führer, sondern als Berater und Beschützer. Aus religionswissenschaftlicher Perspektive ist Modis Bildsprache unverkennbar: Mit seiner Kleidung, seinem Bart und Kopfhair imitiert er die Ästhetik eines Hindu-Gurus; einer historisch gewichtigen und sozio-politisch hochrelevanten Figur für den indischen Nationalstaat. Modis Auftreten erinnert nun an jenes von Mahatma Gandhi – um nur das bekannteste Beispiele dieser Kategorie zu nennen. Als Hindu-Guru ist Modi zwar noch auf der Welt, aber nicht mehr von der Welt. Er gibt sich bescheiden, einfach und zurückgezogen. Und er strahlt nicht mehr politische, sondern religiöse Autorität aus.

Diese Art der Verschmelzung von Religion und Politik ist bemerkenswert, auch wenn sie in der Geschichte des indischen Nationalstaates nichts Neues ist. Es gibt dazu zahlreiche Beispiele: von indischen Unabhängigkeitskämpfern, die auch hinduistische Reformen waren, über Hindu-Gurus (sowohl Männer wie auch Frauen), die politisch aktiv sind, bis zu religiösen Vertretern und Vertreterinnen in Regierungsämtern. Dass sich aber der Premierminister Indiens, einer per Verfassung säkularen Republik notabene, als *godman* inszeniert, ist neu. Die Verwischung der Grenzen von Religion und Politik auf der Ebene der Staatsführung und die damit verbundene Verschmelzung von religiöser mit politischer Autorität, ist bis dato ungesehen; eine bemerkenswerte Konfiguration, die genauer betrachtet werden muss.

Flucht vor der Verantwortung

Modi ist ein Strategie. Seine Metamorphose ist sicher nicht zufällig geschehen. Dennoch inszeniert er seine neue Guru-Rolle mit der für ihn typischen Selbstverständlichkeit und Selbstsicherheit und ohne die Veränderung zu kommentieren oder zu erklären. Was also sind seine Motive?

Eine naheliegende Erklärung für Modis Verwandlung ist das desaströse Management der Pandemie. Modis Auftreten als Hindu-Guru wird nämlich am deutlichsten sichtbar in der Zeit der Krise: Die Pandemie und insbesondere das politische Versagen führen in Indien zu einer humanitären Katastrophe. Die Infrastruktur bricht zusammen. Indien versinkt im Chaos. Die WHO lässt verlauten, dass bis Ende 2021 knapp fünf Millionen Menschen in Indien durch die Pandemie gestorben seien. Gemäss Umfragen verliert Modi in dieser Zeit der nationalen Krise zum ersten Mal seit seinem Amtsantritt an Beliebtheit.

Die Figur des Hindu-Gurus hilft Modi, sich seiner politischen Verantwortung zu entziehen. Von einem Hindu-Guru werden keine politischen Lösungen und praktischen Handlungen erwartet. Seine Aufgabe ist es, moralische und emotionale Unterstützung zu bieten und den Menschen das Gefühl von Geborgenheit und Fürsorge zu geben. Modi bedient sich der Figur des Hindu-Gurus, so lässt sich vermuten, um seine Glaubwürdigkeit als Staatsführer nicht zu verlieren. Seinen politischen Aufgaben als Staatsführer kann er offenbar nicht gerecht werden, seine selbst gewählten religiösen Aufgaben erfüllt er aber glänzend.

Hindu-Ethnokratie als politisches Ziel

Möglicherweise verfolgt Modi aber noch ein grösseres Ziel. Indien ist die bevölkerungsreichste Demokratie der Welt – und wird gerne als Vorzeigemodell für den globalen Süden gesehen. Es gibt jedoch klare Zeichen, dass die gegenwärtige Regierung die Demokratie untergraben will. Das deutlichste Beispiel ist die Marginalisierung von Minderheiten, was insbesondere Muslim:innen betrifft. Nicht nur toleriert die indische Regierung Hass und gar Gewalt gegen sie, sie hat sogar Gesetze erlassen, die die muslimische Gemeinschaft diskriminieren und sie zu Bürger:innen zweiter Klasse machen. Modi und seine Regierung arbeiten daran, die indische Demokratie in eine Hindu-Ethnokratie umzuwandeln, d.h. in einen Staat, in dem die dominierende Gruppe der Hindus die Vormachtstellung hat. Indien als Hindu-Ethnokratie entspricht einem Staat, der von Hindus für Hindus regiert wird. Für Nicht-Hindus gibt es keinen Platz. Sie werden systematisch ausgegrenzt, ihre Bedürfnisse und Interessen negiert. Modis Auftreten als Hindu-Guru kann genau in diesem Zusammenhang interpretiert werden. Als Hindu-Guru ist er nicht mehr ein Repräsentant der indischen Bürger:innen,



Während der Covid-19-Pandemie, die in Indien ein katastrophales Ausmass erreicht, imitiert Modi mit langem Bart und Saffran-farbigem Gewand die Ästhetik eines Hindu-Gurus – und entzieht sich in dieser Rolle der politischen Verantwortung.

sondern der Hindu-Mehrheit. Die Figur des Hindu-Gurus scheint eine machtvolle Figur zu sein, um die politischen Ziele Modis zu verwirklichen.

Modis Motivation für sein Handeln lässt sich aber nicht auf ideologische Ziele reduzieren. Genau wie anderen Regierungschefs – man denke an Trump, Bolsonaro oder Duterte – geht es auch ihm nicht zuletzt um seinen persönlichen Ruhm und um seine Macht. Vor diesem Hintergrund lässt sich sein Auftreten als Hindu-Guru noch einmal anders sehen: als spektakuläre Inszenierung, die ihm Aufmerksamkeit verschafft. «Modi, der Hindu-Guru», das macht Schlagzeilen, und mehr noch, das schürt Angst; Angst bei den und um die Minderheiten, die durch diese Inszenierung implizit an den Rand gedrängt und ausgeschlossen werden.

Zurück zu *business as usual*?

Im September 2021 stutzte Modi seinen Bart sichtbar, schnitt sein Haar etwas zurück und trägt nun wieder die Modi-Kurta und Modi-Weste. Zum ersten Mal seit Ausbruch von Covid-19 reist Modi in die USA und trifft Joe Biden in Washington. Modi ist wieder ein Staatsführer, ein Mann der weltlichen Dinge. Die Pandemie hat ihm die Möglichkeit gegeben, zu erproben, ob und wie er Indien als Hindu-Guru regieren kann. Noch vor ein paar Jahren wäre es unvorstellbar gewesen, dass sich ein indischer Pre-

mierminister als Hindu-Guru inszeniert. Die Pandemie und die tiefgreifende Krise haben Modis Inszenierung als Hindu-Guru wenn nicht ermöglicht, so doch begünstigt.

Es ist heute unklar, welche Erkenntnisse Modi für seine zukünftigen Regierungstätigkeiten daraus gezogen hat und welche Konsequenzen diese Episode für die politische Zukunft Indiens und insbesondere für die Minderheiten haben wird. Deutlich gezeigt hat diese Episode, dass Modi bereit ist, das Fundament der indischen Republik zu untergraben – für seinen Machterhalt, fürs Vorantreiben seiner politischen Ziele und um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Dr. Nina Rageth ist Assoziierte Forscherin am Religionswissenschaftlichen Seminar der UZH. Dieser Artikel basiert auf einer Forschungsarbeit, die sie zusammen mit David Landau durchgeführt hat.

«Vorwärts mit Gott!»

Wie der 1. Weltkrieg theologisch gerechtfertigt wurde

Der protestantische Theologe Adolf von Harnack rechtfertigte im 1. Weltkrieg die Kriegsführung Deutschlands mit theologischen Argumenten. Weil er das Christentum Luthers für die höchste Stufe der Religionsgeschichte hielt, war er vom Führungsanspruch des protestantischen Deutschlands überzeugt und rechnete mit Gottes Beistand – die Gräueltaten des Krieges blendete er aus.

von Dominik von Allmen-Mäder

Seit dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine rückt neu in den Fokus, wie religiöse Motive und theologische Lehren Kriege unterstützen können. Kyrill I., das Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, spielt eine wichtige Rolle in Putins Propaganda. Im Protestantismus ist die Beziehung zwischen Religion und Politik eine andere als in der russisch-orthodoxen Kirche. Doch auch die Geschichte des Protestantismus enthält verschiedene Beispiele dafür, wie Kriegsführung theologisch gerechtfertigt wurde. Das spiegelt sich etwa in der Biografie des deutschen Kirchenhistorikers Adolf von Harnack (1851–1930).

Von Estland in die Reichshauptstadt Berlin

Zu Beginn von Harnacks Leben deutete allerdings nichts auf eine so steile Karriere hin: Als Balten-Deutscher wuchs er fern aller Machtzentren auf, sein Vater lehrte Kirchengeschichte an der Universität im heutigen Tartu (Estland). Bald jedoch entpuppte sich der junge Harnack als äusserst begabter Nachwuchswissenschaftler. Seine umfangreichen Publikationen auf dem Gebiet der frühen Kirchengeschichte stachen heraus, sein hervorragendes Talent für Networking tat das Übrige. Mit nur 37 Jahren war er bereits am Höhepunkt einer akademischen Laufbahn seiner Zeit angelangt: Kaiser Wilhelm II. berief ihn auf eine Professur für Kirchengeschichte in die Reichshauptstadt Berlin.

Ein Theologe berät den Kaiser

Sein Aufstieg war damit aber noch nicht abgeschlossen. In Berlin konnten sich Harnacks Ambitionen erst richtig entfalten. Er lancierte grosse Forschungsprojekte und übernahm zahlreiche wichtige Ämter. Sie brachten ihn in Kontakt mit den höchsten Zirkeln des Kaiserreichs: Leitende Ministerialbeamte, führende Intellektuelle und auch Kaiser Wilhelm II. selbst holten seine Meinung zu verschiedensten Fragen ein.

Vor allem war Harnack massgeblich an der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft beteiligt, die Spitzenwissenschaft an der Schnittstelle von Grossindustrie und akademischer Forschung förderte. Harnack, der Theologe, brachte Industrielle und Naturwissenschaftler an einen Tisch und stand der Gesellschaft jahrzehntelang als Präsident vor.

Kriegsreden schreiben, Kriegsforschung organisieren

Auch als der Erste Weltkrieg ausbrach, nahm Harnack seine Rolle als *public intellectual*, Kaiserberater und Wissenschaftsmanager wahr. Auf Bitten des Staatssekretärs entwarf er den Aufruf, mit dem sich Kaiser Wilhelm II. am 6. August 1914 an die Öffentlichkeit wandte. Er endete mit dem Satz: «Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!» Wer so spricht, glaubt an eine besondere Auserwählung, an einen gottgegebenen Auftrag der eigenen Nation.

Harnack kommentierte die Lage ausserdem mit eigenen Vorträgen und Schriften. Seine zentrale Botschaft war: Deutschlands Kriegsführung ist nicht unethisch. Dass Deutschland Frankreich über das neutrale Belgien angriff, sah Harnack etwa durch eine Art Notrecht gedeckt. Er zog als Illustration eine biblische Geschichte heran, in der König David seine hungernden Soldaten mit Brot aus dem Tempel versorgt. Eigentlich ein No-Go, da dieses Brot Gott geweiht war. In der Geschichte wird das aber durch die besondere Situation gerechtfertigt.

Das war nicht bloss zynische Propaganda. Harnack war zutiefst überzeugt, dass Menschen dazu fähig sind, das Gute zu erkennen und entsprechend zu handeln – selbst unter den veränderten Bedingungen des Krieges. «Sittlichkeit» nannte man das damals. Harnack benutzte dieses Wort immer wieder. Im Gegensatz zu anderen forderte er damit immerhin ein Mindestmass an ethischer Begründung für militärische Entscheidungen ein. Allerdings: Die Gräueltaten



Kaiser Wilhelm, Generalarzt Friedrich von Ilberg und der Theologe Adolf von Harnack (rechts) am 28.10.1913 bei der Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Institutes für experimentelle Therapie. Einige Monate später entwarf Harnack den Aufruf, mit dem sich Kaiser Wilhelm zu Beginn des Ersten Weltkriegs an die Öffentlichkeit wandte. (Bild: Deutsches Bundesarchiv)

des Krieges blendete Harnack in diesen Wortmeldungen weitgehend aus.

Es fragt sich, ob Harnack damit nicht half, eine Illusion aufrechtzuerhalten. Als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft beteiligte er sich gleichzeitig daran, deren Institute auf Waffen- und Kriegsfor-schung umzustellen. Während er über «Sittlichkeit» sprach, wurde dort Giftgas entwickelt.

Der theologische Hintergrund

Harnack war ein Kosmopolit, weit gereist und international vernetzt. Es gab andere deutsche Intellektuelle, die deutlich nationalistischer eingestellt waren als er. Was führte dazu, dass er sich dennoch hinter den Krieg stellte? Eine Antwort findet sich in seinem berühmtesten theologischen Werk. Bereits 1899/1900 hielt Harnack eine populärwissenschaftliche Vorlesung unter dem Titel «Das Wesen des Christentums». Rund 600 Studierende aller Fakultäten hörten zu, wie Harnack die essenziellen Grundlagen des Christentums für die Gegenwart interpretier-

te. Als Buch publiziert, wurde die Vorlesung sofort zum Bestseller.

Auf den ersten Blick handelt es sich um eine harmlose Auslegung der Evangelien. Harnack stellt dar, worin die Botschaft Jesu bestanden habe: Jesus vermittelte den Menschen ein neues Gottesverhältnis. Seine Idee des «Reiches Gottes» hat alle rituelle, an Äusserlichkeiten gebundene Religionspraxis beseitigt und eine innere, individuelle Gottesbeziehung ermöglicht. Jesus hat ausserdem den «unendlichen Wert der Menschenseele» aufgezeigt, indem er Gott als «Vater» der Menschen verkündete. Damit wiederum stiftete er eine bessere sittliche Haltung, nämlich das Gebot der Liebe: Weil sich die Menschen nun als Kinder Gottes erkennen, sollen sie einander auch wie Brüder behandeln.

Eingestufte Religionen

Weniger harmlos ist der Hintergrund dieser Jesus-Interpretation. Harnack arbeitet mit einer Art Stufenmodell: Mit Jesu Predigt wurde eine neue, höchste

Stufe der Religionsgeschichte erreicht. Die Predigt vom barmherzigen, liebenden Vatergott stiftete eine neue Religion, nämlich das Christentum. Demgegenüber hielt Harnack alle anderen Religionen für unterlegen. Nach seinem Urteil beruhten sie auf bloss äusserlichen Traditionen und Ritualen, kannten nur versteinerte Dogmen. Sie hatten keinen Sinn für die individuelle Beziehung zu Gott als Vater – also sahen sie auch den «unendlichen Wert der Menschenseele» und den Sinn des Liebesgebots nicht ein.

Die Verteidigung des deutschen Protestantismus

Dieses Stufenmodell hat Folgen: Im zweiten Teil des Buches wendet Harnack es an, um die Geschichte der drei grossen christlichen Konfessionen zu interpretieren. Das orthodoxe Osteuropa stand in Harnacks Augen noch immer auf einer sehr niedrigen Stufe. Dieser Zweig des Christentums unterschied sich für ihn nur knapp von heidnischer Religiosität, er beruhte allein auf stumpfen Ritualen und Traditionen. Die römisch-katholischen Länder Westeuropas schätzte Harnack höher. Aber auch sie erreichten das Niveau des jesuanischen Original-Christentums nicht ganz – für Harnack war der Katholizismus zu sehr von äusserlichen Institutionen wie dem Papstamt abhängig. Nach seiner Meinung reichte nur der von Luther ausgehende Protestantismus an die religiöse Hochform heran, die Jesus stiftete.

Von hier aus ist leicht zu verstehen, weshalb Harnack gerade als Theologe die Kriegsbemühungen unterstützen und verteidigen konnte. Deutschland war für ihn die Wiege des Protestantismus. Es hatte in Harnacks Augen deshalb das Potential, das religiöse, sittliche und kulturelle Niveau des echten jesuanischen Christentums zu verwirklichen. Im Ersten Weltkrieg ging es für Harnack um die Verteidigung jenes Volkes, dessen kulturelles und religiöses Erbe das wahre Wesen des Christentums bewahrte und weitertrug.

Lesestoff für Soldaten

1915, mitten im Krieg, legte Harnack sein berühmtes Buch über «Das Wesen des Christentums» neu auf: Als «handliche Feldausgabe» für die Soldaten. Es scheint, dass er tatsächlich selbst glaubte, was er schrieb; dass er nach bestem Wissen und Gewissen handelte. Rückblickend zeigt sich aber, wie sehr seine eigene Theologie die menschlichen Abgründe überspielte, die sich im Ersten Weltkrieg öffneten. Mehr

noch: Sie schloss eine theologische Deutung Jesu mit dem kulturellen Führungsanspruch des protestantischen Deutschlands kurz. Und rechtfertigte so den Krieg.

Dominik von Allmen-Mäder ist Assistent bei Prof. Dr. Matthias D. Wüthrich (Professur für Systematische Theologie, insbesondere Religionsphilosophie). Im Frühjahrssemester 2022 hat er ein Proseminar zu Adolf von Harnacks «Das Wesen des Christentums» abgehalten. In seinem Dissertationsprojekt befasst sich von Allmen-Mäder mit dem Offenbarungsbegriff bei Karl Barth.

Von Frau zu Frau

Doulas und ihr «urweibliches Wissen»



Immer mehr Gebärende wünschen sich zusätzlich zur medizinischen Betreuung durch die Hebamme auch eine Doula («geburtserfahrene Frau») an ihrer Seite. Doulas begleiten die Geburt durchgehend und unterstützen die werdenden Mütter auf rein emotionaler Ebene. Alle medizinischen Entscheidungen liegen bei den Hebammen – den Chefinnen des Gebärsaals. Diese Doppelbetreuung ist ressourcenreich und spannungsvoll: Die zunehmende Präsenz der Doulas rückt die Bedürfnisse der Gebärenden verstärkt in den Mittelpunkt und birgt das Potential, alteingesessene Strukturen rund um die Geburt aufzuwirbeln.

von Jill Marxer

Ich sitze in Martas¹ gemütlicher Küche, ihr warmes Lachen erfüllt den Raum. Die Gastgeberin hantiert an der Kaffeemaschine, serviert Pralines und Mineralwasser mit Zitrone. Ein Rundumservice. Ich fühle mich willkommen in Martas Zuhause und sie freut sich sehr über das Interesse an ihrer Welt. Ihre Welt, deshalb sind wir verabredet: Ich kontaktierte Marta für mein Dissertationsprojekt über Doulas in der Deutschschweiz, jetzt erzählt sie mir von ihrer Tätigkeit als Doula. Kaum sind die Kaffees serviert und

sie hat sich gesetzt, sprudeln die Worte aus ihr heraus. «Es geht darum, dass die Anwesenden um das Wunder und um das Geheimnis und um die heilige Stimmung wissen, die während der Geburt im Raum vorherrschen soll». So beschreibt Marta ihre Rolle als Doula. Sie begleitet Schwangere vor, während und nach der Geburt auf emotional-psychischer Ebene.

«Freundin auf Zeit» und «Dienerin der Frau»

Eine Doula ist eine «geburtserfahrene Frau» und hat als solche keine medizinische Ausbildung oder Kompetenz.



Doulas, «geburtserfahrene Frauen», begleiten werdende Mütter schon während der Schwangerschaft. Einige von ihnen verstehen sich als «Dienerin der Frau». (Bilder: Ken Tackett/Shutterstock)

Die lückenlose Betreuung ist das Kerngeschäft dieser «Dienerin der Frau», was «Doula» übersetzt aus dem Altgriechischen bedeutet. Es gibt zwar keine Quellen, die belegen würden, wie lange es Doulas schon gibt, im Selbstverständnis basiert das Doulawesen jedoch auf «Jahrhunderte altem, urweiblichem Wissen». Als «Freundin auf Zeit» – so eine weitere Beschreibung – fokussiert die Doula einzig ihre Klientin, stärkt und ermutigt die Frau zusätzlich zur Hebamme als Coach und Fürsprecherin.

Durch die enge Beziehungsarbeit sei es Marta möglich, die volle Konzentration auf die Bedürfnisse ihrer Klientin zu richten und die Paare als «Zeugin dieses Übergangs zur Familie» emotional zu begleiten. Marta erklärt mir, dass sie durch den intensiven Austausch vor der Geburt um die Erfahrungen «ihrer Frauen» weiss und entsprechend sensibilisiert ist. Das beinhaltet beispielsweise elektrische Kerzen – Feuer ist im Kreissaal verboten – anzuzünden, die gewünschte Musik einzulegen und den werdenden Vater ins Geschehen einzubinden.² Martas Erfahrungsschatz ist beachtlich, vor 20 Jahren begleitete sie die Geburt ihres ersten «Doulababys».

Während Doulas beispielsweise in Nordamerika und Israel schon lange Teil des geburtshilflichen Personals sind, etablieren sie sich in der Schweiz erst langsam. Gründe dafür sind unter anderem länderspezifische Geburtssysteme und unterschiedliche Gesetzeslagen bezüglich Finan-

zierung. In der Schweiz werden die Leistungen im Schwangerschafts- und Geburtskontext von den Krankenkassen relativ breit abgedeckt, wodurch die Kosten für eine Doula hoch erscheinen: Die ca. 900–1400 Franken für 4 Wochen Rufbereitschaft, zwei Vorgespräche und ein Nachgespräch sowie die lückenlose Geburtsbegleitung müssen in den meisten Fällen privat finanziert werden. Doulas verstehen ihre Dienste als Investition in eine gute Geburtserfahrung und als Prävention gegen potenzielle Traumata. Ausserdem steht für viele Doulas fest, dass ihre Begleitung ohne Schichtwechsel einen natürlichen Geburtsverlauf begünstigt. Skeptiker*innen verpönnen ihr Geschäftsmodell hingegen verschiedentlich als Produkt der Selbstoptimierungsgesellschaft, in der auch eine Geburt als Event geplant wird und entsprechend ablaufen soll.

Betreuungsarbeit in unterschiedlichen Feldern

Meine Forschung behandelt die Frage, wie Doulas als (religiöse) Spezialistinnen für den transitiven Prozess der Geburt verstanden werden können. In der Deutschschweiz tauchen sie in unterschiedlichen Kontexten auf. Die meisten sind Mitglied im *Verband Doula CH*, werden über ihre Profile gefunden und von den Schwangeren angefragt. In dieser breiten Masse an Doulas finden sich auch solche mit (alternativ-)religiöser Symbolsprache. Sie erzählen mir vom «Wunder der Geburt», dem «Geheimnisvollen»,

von «urweiblichem Wissen» und verstehen sich teilweise auch als spirituelle Begleiterinnen.

Eine sehr kleine Minderheit bilden die jüdisch-orthodoxen Doulas, die in Zürich Frauen aus ihren Gemeinden begleiten. Sie haben keine öffentlichen Profile, sondern werden über Empfehlung vermittelt oder kennen die schwangeren Frauen bereits. Ihre eigenen Erfahrungen, als Gebärende und als Begleiterinnen, ist für ihre Arbeit und Legitimation zentral, zumal jüdische Männer ihre Frauen unter der Geburt nicht berühren dürfen und die Doula dafür einpringt.

Ein weiterer Spezialfall in der schweizerischen Landschaft der Doulabetreuung ist die Arbeit mit geflüchteten Frauen, die oftmals gerade den Asylprozess durchlaufen und somit besonders vulnerabel sind. Doulas, die in diesem Bereich arbeiten, sind teilweise mit Profilen auf der Verbandsseite aufgelistet, werden aber meistens von (staatlichen) Gesundheitsstellen oder Berater*innen im Migrationskontext angefragt und bezahlt – oder sie arbeiten unentgeltlich.

In meinem Dissertationsprojekt spreche ich mit Doulas aller drei Felder und untersuche ihre spezifischen Eigenheiten innerhalb der Geburtskultur in der Deutschschweiz.

So divers die Doulaprofile und Einsatzgebiete sind, so klar ist auch der kleinste gemeinsame Nenner: Sie alle investieren in einen kontinuierlichen Beziehungsaufbau schon während der Schwangerschaft, leisten eine konstante Geburtsbegleitung und stehen für die Wünsche der Gebärenden ein. So eng und intensiv die Verbindung, die dadurch entsteht, auch sein mag, die Geburt und das danach folgende Abschlussgespräch markieren meistens das Ende der Beziehung.

Doulas, Hebammen und die gesellschaftlichen Vorstellungen von Geburt

Frauen, die sich von Doulas begleiten lassen, erleben diese z. B. als «zusätzliche Energie» und weitere Ressource bei der Geburt. Die Konstellation von Hebamme und Doula als Doppelbetreuung ist aber nicht immer nur harmonisch, sondern birgt Spannungen und kann konfliktreich sein. Auch Hebammen beanspruchen für sich nämlich, die Gebärende ganzheitlich zu begleiten. Es mangelt ihnen jedoch oft an Zeit und sie müssen sich um mehrere Geburten gleichzeitig kümmern. Die Hebamme trägt ausserdem die

Verantwortung und kümmert sich darum primär um die medizinische Betreuung.

Die Differenzen von Hebammen und Doulas haben aber auch gesellschaftliche und historische Gründe: In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fand eine zunehmende Medikalisierung von Schwangerschaft und Geburt statt und es kam zu einer Verlagerung weg von der Kompetenz der Hebamme hin zu ärztlichem Personal und weg von der Hausgeburt hin zur Klinikgeburt. Schon in den 1970er Jahren kam Widerstand gegen diese Entwicklung auf und es wurde kritisiert, dass «natürliche Prozesse» wie Schwangerschaft und Geburt vermehrt als Krankheit wahrgenommen und entsprechend verhandelt wurden. Diese Entwicklungen und gegensätzlichen Positionen prägen die Geburtsvorstellungen bis in die

Geschichte und Ausbildungsmöglichkeiten von Doulas in der Schweiz

«Doula» ist kein geschützter Begriff und beinhaltet keine staatlich anerkannte Tätigkeit. Entsprechend gibt es keine genauen Zahlen dazu, wie viele Doulas in der Schweiz arbeiten. Ein Anhaltspunkt ist die Mitgliedschaft im schweizweiten Doulaverband *Verband Doula CH*, wofür die Ausbildung an einer akkreditierten Schule absolviert werden muss: 2018 waren dort 144 Mitglieder aktiv.

Die verschiedenen Ausbildungen beinhalten mindestens zwei Geburtsbegleitungen und sind in thematischen Modulen an Blocktagen organisiert. Nach (passenderweise) ca. 9 Monaten ist man zertifizierte Doula. Die erste Doula-Schule wurde vor gut 25 Jahren gegründet, neuere Doula-schulen mit unterschiedlichen Fokussierungen sind inzwischen hinzugekommen. Die Ausbildungskosten belaufen sich auf ungefähr 5000–6000 Franken.

Gegenwart. Auch heutzutage finden in der Schweiz die allermeisten Geburten in einem Krankenhaus statt, in Anwesenheit eines Arztes oder einer Ärztin. Das vermittelte Sicherheitsgefühl einer Krankenhausgeburt und damit einer vermeintlichen Risikominimierung steht für viele Gebärende an erster Stelle und sie kompensieren die damit einhergehende klinische Atmosphäre und den Zeitmangel der Hebamme beispielsweise mit der Betreuung durch eine



Die Doppelbetreuung von Schwangeren durch eine Doula und eine Hebamme, die die medizinische Verantwortung trägt, ist Ausdruck von unterschiedlichen Vorstellungen von Geburt und birgt Spannungen. Die Konstellation kann aber auch als «zusätzliche Energie» erlebt werden und einen Mehrwert bieten.

Doula. Durch den Beziehungsaufbau schon während der Schwangerschaft vermittelt die Doula als vertrautes Gesicht Geborgenheit. Gewisse Hebammen befürchten aber, dass die von den Doulas vermittelten Geburtsvorstellungen unterschätzen, dass Gebären harte körperliche Arbeit sei.

Auch wenn Doulas und Hebammen folglich verschiedene Zugänge zur Geburt und zur Gebärenden haben, überlappen sich ihre basalen Ziele: Beide wollen, dass es Mutter und Kind gut geht. Während die Hebamme die medizinische Situation immer im Blick haben muss und durch den Zeitdruck nur in seltenen Fällen eine Frau durchgehend betreuen kann, fokussiert sich die Doula ganz auf die emotional-psychischen Bedürfnisse der Frau und steht dafür ein.

Als professionelle Begleiterin, die vor allem emotionale Unterstützung leistet, steht eine Doula aber potenziell nicht nur in Konkurrenz zur Hebamme, sondern auch zum werdenden Vater. Die Doulas, mit denen ich gesprochen habe, sehen sich aber nicht als Alternative zum werdenden Vater, sondern als Zusatzunterstützung. Ausserdem seien sie auch für den Vater da, damit er sich auf das Wesentliche, nämlich seine Frau, fokussieren könne und nicht «am MP3-Player rumfummeln muss». Viele werdende Väter sind zu Beginn eher zurückhaltend, nehmen die Doula schlussendlich aber durchaus als Gewinn wahr.

Ende gut, alles gut?

Die Zusammenarbeit von Hebammen und Doulas an Deutschschweizer Krankenhäusern funktioniert in den meisten Fällen sehr gut, weil alle ihre Rollen und Positionen kennen und einhalten, erzählen mir Doulas und Hebammen gleichermassen. Die Hebamme als medizinische Fachkraft und die Doula als Vertraute, die exklusiv ermutigt und begleitet, ergänzen sich. Die Zukunftsprognosen sind rosig: Vor allem die jüngere Generation beider Berufsgattungen sehen in der Zusammenarbeit Potential und Mehrwert für die Frau, und das sei das Wichtigste.

Jill Marxer ist Assistentin bei Prof. Dr. Dorothea Lüddeckens am Religionswissenschaftlichen Seminar der UZH. In ihrem Dissertationsprojekt untersucht sie die Rolle von Doulas in verschiedenen zeitgenössischen Geburtssettings in der Deutschschweiz.

Anmerkungen

- 1 Alle Personennamen wurden geändert.
- 2 Selbstverständlich begleiten Doulas auch alleinstehende Frauen und homosexuelle Paare. In diesem Text spreche ich von Paaren und von werdenden Vätern, weil sich die Interviewzitate der Doulas auf solche Erfahrungen beziehen.

Was nicht passt, wird passend gemacht

Wie Patriarchen die Matriarchatstheorie erfanden

Geschichte unterliegt denen, die Geschichte schreiben. Auch Historiker:innen sehen die Welt nicht wie sie war, sondern immer durch die eigene Brille. Das führt manchmal zu fragwürdiger Geschichtskonstruktion, die stärker durch die eigenen Interessen als durch seriöse, reflektierte Quellenarbeit geleitet wurde. So geschehen bei der Matriarchatstheorie, die im 19. Jh. von Patriarchen erfunden wurde. Diese Theorie wurde auch auf Elam und seine Gottheiten angewandt, obwohl die antiken Quellen dafür bei genauer Betrachtung keine Hinweise liefern.

von Schirin Ghazivakili

Als westliche Forscher¹ im frühen 20. Jahrhundert auf Götterstatuen und Tempelfassaden aus dem antiken Griechenland Farbrückstände entdeckten, kratzten sie diese ab und zerstörten dabei deren ursprünglichen Zustand. Zu schlecht passten bunte Götterstatuen zum Bild, das sich die Forscher bereits von den weis(s)en Griech:innen gemacht hatten. Erst Jahrzehnte später wurde die Verfälschung entdeckt. Mittlerweile wissen wir, dass antike griechische Tempelanlagen in knalligen Farben bemalt waren.

Die Geschichtsschreibung ist voller solcher Beispiele. Wir leben in der Matrix. Aber anders als in der berühmten Filmreihe haben nicht intelligente Maschinen unsere Realität geschaffen, sondern wir selbst waren es und führen diese Tätigkeit konstant fort. Stereotypen und Vorurteile beeinflussen, wie wir die Welt wahrnehmen. Geschichtsforschung bleibt davon nicht unberührt; zuweilen führen solche vorgefassten Meinungen sogar zur Manipulation von Quelldaten.

In anderen Fällen wird Geschichte im Sinne der eigenen Agenda entgegen der tatsächlichen Quellenlage konstruiert. Ein Beispiel dafür ist die Theorie, dass in der Antike oder der Vorgeschichte diverse Kulturen matriarchal organisiert waren, d.h. dass Frauen über Männer herrschten. Die Idee entstand im Westeuropa des 19. Jahrhundert als Argument gegen die gesellschaftliche Partizipation der Frau. Sie hatte ihren Ursprung in den Köpfen bürgerlicher Männer, allen voran des Baslers Johann Jakob Bachofen, der 1848 das einflussreiche Buch «Das Mutterrecht» veröffentlichte. Die Anhänger dieser Idee benutzten die Matriarchatstheorie als Evolutionsgeschichte. Dadurch konnten sie das Selbstbestimmungsrecht der Frauen in ein frühes Stadium der Menschheit verban-

nen, eine ferne Vergangenheit, die notwendigerweise überwunden werden musste, um den gegenwärtigen Stand der Zivilisation – mit Männern an der Macht – zu erreichen. Bachofen und andere Autoren konstruierten eine Vergangenheit, um Konflikten ihrer eigenen Zeit zu begegnen.

Es soll hier nicht behauptet werden, dass niemals irgendwo in der Antike ein Matriarchat existiert hat. Aber es gibt keine antiken Quellen, die diese Annahme bestätigen. Die bisher angeführten «Beweise» beruhen auf Fehlinterpretation von Quellenmaterial: «Bei genauerer Betrachtung erwiesen sich alle Hinweise auf Matriarchat als Falschinterpretation.»²

Von Matriarchat zu Muttergöttin

Die Matriarchatstheorie entstand denn auch nicht durch die Entdeckung neuer antiker Quellen, die Frauen in Machtpositionen zeigten. Die Idee ging allen Belegen voraus, die in diese Richtung weisen könnten. Diese wurden erst nachträglich gesucht und gemäss vorgegebener Theorie interpretiert. Dabei schlossen Bachofen und andere von mythischen Erzählungen über Gottheiten auf die Gesellschaftsorganisation. Texte, die viele Göttinnen nannten, galten als Hinweis auf ein Matriarchat. Diese Göttinnen wurden als Fruchtbarkeitsgöttinnen mit mütterlichen Zügen angesehen (sogenannte Muttergöttinnen), da in den Köpfen der bürgerlichen Herren Mutterschaft und Haushalt der einzige Aufgabenbereich der Frau war. So verbanden sie die Gesellschaftsform «Matriarchat» mit einem Fruchtbarkeitskult, in dessen Zentrum eine Muttergöttin stand.

Als ein Jahrhundert später an diversen Fundstellen in Europa und im Nahen Osten Figurinen nackter Frauen entdeckt wurden, galten diese als Beweis der Matriarchatstheorie. Die Figurinen sollten Fruchtbarkeits- bzw. Muttergöttinnen darstellen.



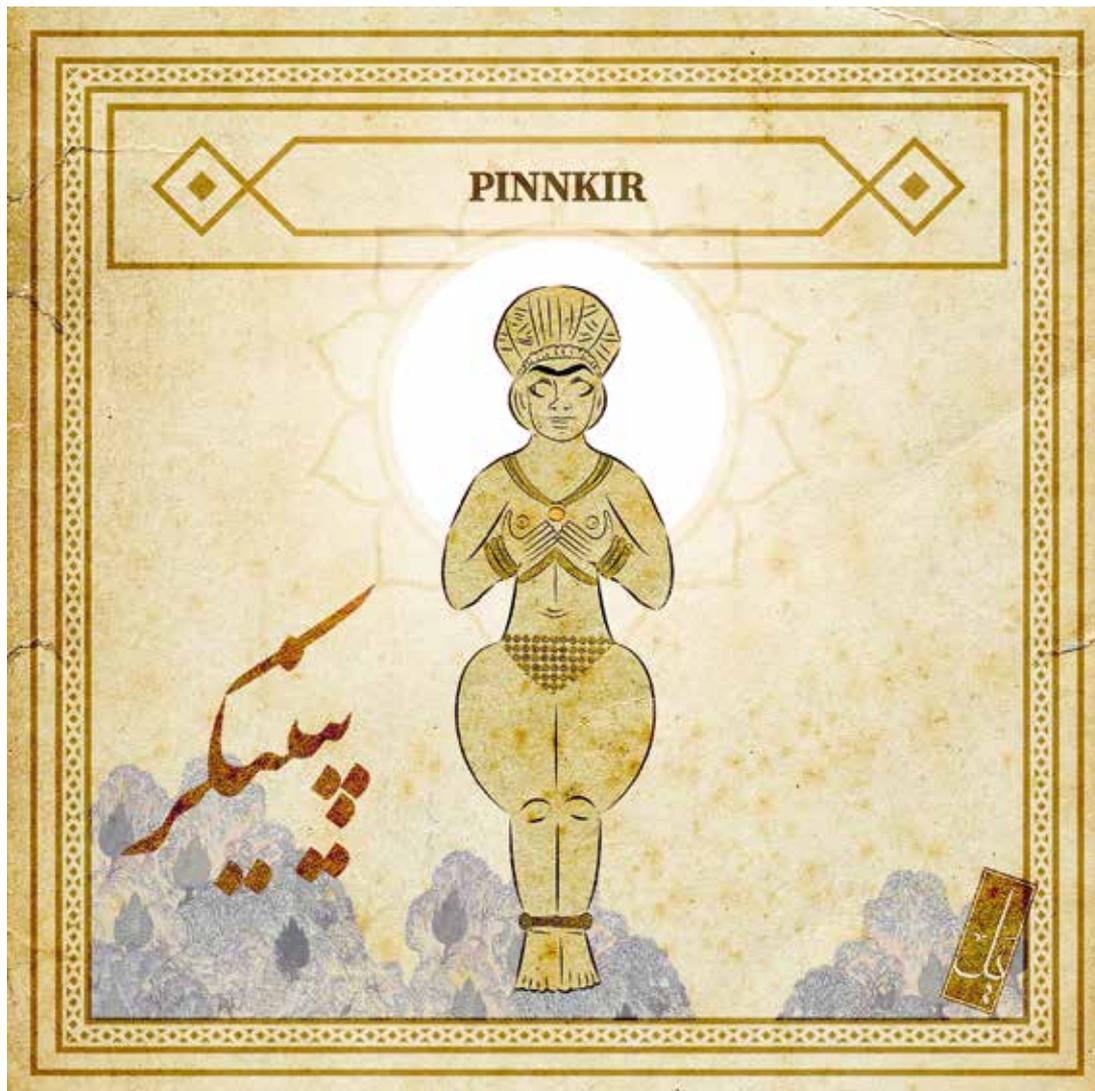
Solche mittel-elamische Figurinen (1400–1100 v. u. Z.) wurden in der älteren Forschung häufig mit Fruchtbarkeitsgottheiten in Verbindung gebracht. Bei genauerer Betrachtung spricht aber vieles gegen diese Identifizierung – u. a. dass die Figurinen häufig zerbrochen auf der Strasse gefunden wurden. (Bild: Great North Museum: Hancock / Bridgeman Images)

Vier Tatsachen wurden bei dieser Interpretation ausgeblendet: 1. Bei all den Fundstätten von nackten Frauenfigurinen gibt es auch (wenn auch weniger) nackte Männerstatuetten. Von einer alleinigen Repräsentation von Weiblichkeit kann keine Rede sein. 2. Die Figurinen sind häufig wenig geschmückt, der Fokus liegt auf den Geschlechtsmerkmalen, während Beine, Arme und Köpfe oft nur rudimentär gestaltet bis gar nicht vorhanden sind. Götterfiguren würde man ganz ausgestalten. Insbesondere, dass der Kopf fehlt, spricht gegen eine Interpretation als Gottheiten. Es sei denn, es handelt sich um eine symbolische Repräsentation von Göttlichkeit, was bei den anthropomorphen Figurinen aber nicht der Fall ist. Göttliche Attribute fehlen. Die heutige Forschung geht darum davon aus, dass die Mehrheit dieser Figurinen keine Gottheiten darstellen. 3. Die Figurinen reduzieren weibliche Körper auf die Sexualorgane. Häufig halten die Frauen ihre Brüste den Betrachter:innen entgegen. Diese Motive sind mehrheitlich sexueller Art und haben nicht direkt mit Fruchtbarkeit zu tun³ (diese Verbindung wurde erst von den Forschern hergestellt). 4. In der Antike waren diverse männliche Götter erwiesenermaßen für Fruchtbarkeit von Mensch und Tier zuständig. Fruchtbarkeit war keineswegs eine rein weibliche Domäne.

Elamische Muttergöttinnen

Trotz dieser Ungereimtheiten war die Matriarchats-theorie sehr erfolgreich. Sie hielt sich vor allem hartnäckig in Bezug auf schriftlose Kulturen, oder solche mit wenigen, schwierig zu interpretierenden Texten. So ist beispielsweise Elam, eine Keilschriftkultur im Südwesten des heutigen Iran, wenig erforscht und die Sprache nicht vollständig entziffert. Die elamische Geschichte bietet somit viel Spielraum für Interpretationen. Elamische Quellen, die Frauen repräsentierten, wurden entsprechend als Hinweis auf eine ursprünglich matriarchal organisierte Gesellschaft interpretiert.

Ein Beispiel soll dies illustrieren: Im ältesten elamischen Dokument stand eine weibliche Gottheit, Pinigir, an der Spitze der Liste von Göttern, die das Dokument bezeugen sollten. Da sie an erster Stelle stand, wurde angenommen, Pinigir sei die höchste Gottheit des Pantheons. Eine weibliche Gottheit am Kopf des Pantheons konnte nach Ansicht der alten Forschung nur eine Muttergottheit sein. Eine Gesellschaft wiederum, die als oberste Göttin eine Muttergottheit verehrte, müsste ein Matriarchat sein. Abgesehen von der problematischen Vorgehensweise, stehen alle drei Thesen auch auf dünner Quellenbasis. Es handelt sich um ein einziges Dokument, dessen Inhalt schwer zu interpretieren ist. Dass eine Göttin zuerst genannt ist, bedeutet nicht, dass diese auch an der Spitze des Pantheons stand. Diverse andere Gründe für die Reihenfolge der Gottheiten im Dokument sind denkbar.⁴ Aber auch wenn wir davon ausgehen, dass die erste Prämisse stimmt, macht dies Pinigir nicht automatisch zur Muttergottheit. Tatsächlich wissen wir relativ wenig über diese Gottheit, da sie sehr selten in Texten erwähnt wird. Das spricht gegen ihre Wichtigkeit. Insbesondere für das Königtum war sie von untergeordneter Bedeutung. Ein Vergleich mit dem benachbarten Mesopotamien legt nahe, dass Pinigirs Zuständigkeitsbereich sich auf Sexualität und Krieg bezog. Vor allem aber kann nicht eins zu eins von der Organisation des Pantheons auf die Gesellschaftsstruktur geschlossen werden; vor allem nicht, wenn andere Quellen dieser Interpretation widersprechen. Es gibt Göttinnen, die in gewissen Kontexten mit Muttersein assoziiert wurden. Diese Göttinnen haben aber auch andere Zuständigkeitsbereiche. Es kann weder eine grosse Muttergöttin, noch ein Fruchtbarkeitskult in Elam nachgewiesen werden. Was die Gesellschaftsorgani-



Diese Illustration wurde kürzlich im Rahmen des Projekts «1001 Mythical Creatures of Iranian Cultures and Beyond» veröffentlicht (<https://www.eranshahr.com/myths/pinikir>). Die Zeichnung, die sich offensichtlich an mittel-elamischen Figurinen orientiert (vgl. die Abb. auf S. 14), identifiziert die dargestellte Figur explizit mit der Göttin *Pinigir*. Tatsächlich gibt es aber keine gesicherten Darstellungen von *Pinigir*. (Bild: Yalda Rasekhi)

sation anbelangt, gibt es keine Belge für ein Matriarchat. Frauen hatten durchaus Freiheiten und Rechte (mehr als in anderen, besser dokumentierten antiken Gesellschaften, was zum Eindruck eines Matriarchats beigetragen hat; so konnten sie z.B. eigenen Besitz selbstständig verwalten), aber innerhalb eines in den Grundzügen patriarchalen Systems. Zu keiner Zeit in der elamischen Geschichte herrschten Frauen.

Geschlechtslose Gottheiten?

Die These, dass Elam ein Matriarchat war, wird heute nicht mehr aktiv vertreten, aber die Idee beeinflusst nach wie vor Interpretationen elamischer Quellen. Diese Diskussion gilt es auf den Stand modernster Geschlechtergeschichte zu heben. Anstatt die Rolle von Frauen isoliert zu betrachten, soll die Bedeutung

der Geschlechterdifferenz in den Fokus rücken. Dabei ist es wichtig, Geschlecht als offene Kategorie zu fassen, um der Verfälschung der Quellen durch mögliche Vorannahmen vorzubeugen.

Bei genauer Analyse der Quellen zeigt sich, dass Geschlecht als Kategorie in der elamischen Götterwelt keine wesentliche Rolle spielt. Die meisten Götternamen sind keinem Geschlecht zuzuordnen und da die elamische Sprache Geschlecht grammatikalisch nicht markiert, kann das Geschlecht von Gottheiten auch in einem Text nicht eindeutig identifiziert werden. Auch göttliche Beinamen sind meistens geschlechtsneutral. Das bedeutet nicht, dass elamische Gottheiten alle geschlechtslos waren, in einigen Fällen sind göttliche Beinamen geschlechtsspezifisch und erlauben somit eine entsprechende Zuordnung. Aber ihre

Geschlechtszugehörigkeit war innerhalb der göttlichen Sphäre weniger wichtig, als wir uns das heute vorstellen, wenn wir an antike Gottheiten denken.

Leben mit der Matrix

Welche Bedeutung Gottheiten wie Pinigir in der elamischen Kultur genau hatten, können wir heute nicht mit Sicherheit sagen. Auch die in diesem Artikel vorgestellten Interpretationen beanspruchen keine historische Wahrheit für sich. Auch sie entstanden innerhalb der Matrix, sind abhängig von antiken Quellen, die selbst nicht objektiv sind und immer nur einen Ausschnitt zeigen, sowie den an die Quellen gestellten Fragen. Welche Fragen dies sind, hängt wiederum von der Perspektive der Fragenden ab. Einen direkten Zugriff auf die Vergangenheit gibt es nicht. Geschichtsschreibung ist dennoch möglich, wenn sie sich an bestimmte Prinzipien hält. Der vorliegende Artikel plädiert für Differenzierung und Transparenz: der eigenen Position sowie in Bezug auf die Aussagekraft der verwendeten Quellen. Die hier propagierte Vorgehensweise unterscheidet sich von derjenigen der Anhänger:innen⁵ der Matriarchatstheorie durch die Reflexion eigener Vorannahmen sowie die kritische, genaue Lektüre der vorhandenen Quellen in Originalsprache. So kann der Vergangenheit ein Teil ihrer Farbe zurückgegeben werden.

Schirin Ghazivakili ist Doktorandin am Lehrstuhl für historische und vergleichende Religionswissenschaft an der UZH. Ihr Dissertationsprojekt trägt den Titel: «Women and Snakes? Gender Roles in Elamite Religion and their Relation to Religious Agency».

Anmerkungen

- 1** Die maskulinen Personenbezeichnungen wurden bewusst gewählt, wo es sich um die Beiträge von cis-männlichen Autoren handelt und gegenderte Formen irreführend wären. Das gilt auch und vor allem im Zusammenhang mit der Erfindung der Matriarchatstheorie.
- 2** Zinser, Hartmut: Der Mythos des Mutterrechts. Verhandlungen von drei aktuellen Theorien des Geschlechterkampfes, Frankfurt am Main 1981, S. 7.
- 3** Eine nackte Frau, die ihre Brüste präsentiert, muss nicht grundsätzlich für Fruchtbarkeit stehen. Anders sieht es aus, wenn eine Frau mit einem Säugling abgebildet ist. Dies ist jedoch nur bei einer Minderheit der Figurinen der Fall.
- 4** Jede Gottheit könnte z. B. eine bestimmte geografische Region repräsentieren. Die Reihenfolge könnte dann geografischen Kriterien folgen, sprich eine Aufzählung von Osten nach Westen oder Norden nach Süden sein. Unser Verständnis von Reihenfolge, wonach das wichtigste Element zuerst genannt sein soll, ist jedoch auch kulturell bestimmt und muss nicht der antiken Realität entsprechen.
- 5** Tatsächlich wurde die Matriarchatstheorie im 20. Jh. von vielen Feministinnen, denen die Intention Bachofens unbekannt war, unterstützt, da sie ein alternatives Gesellschaftsmodell zum Patriarchat präsentierte.

Konflikt im Gebet

Wie im Buch der Psalmen gestritten wird

Psalmen bieten nicht nur tröstende Worte. Sie erzählen auch von den vielfältigen Auseinandersetzungen, in die die Betenden verstrickt sind – sei es mit ihren Nachbarn, ihren politischen Gegnern oder mit Gott selbst. Das Buch der Psalmen bietet damit Anknüpfungspunkte für das Nachdenken über Konflikte und den Umgang mit ihnen.

Von **Nina Beerli**

Von allen Seiten umgibst du [Gott] mich und hältst deine Hand über mir.
Ps 139,5

In Psalm 139,5 kommt ein starkes Gefühl von Geborgenheit und Behütet-Sein zum Ausdruck. Der Vers wird deshalb von vielen Eltern als Taufspruch für ihr Baby gewählt. Was für Ps 139,5 gilt, das gilt insgesamt für das Buch der Psalmen: Bis heute werden die Psalmen von vielen Menschen als Gebets- und Meditationstexte in Anspruch genommen. Ihre breite Verwendung in Gottesdienst und Seelsorge, in Musik, Lyrik und bildender Kunst hat mit ihrer enormen Sprachkraft zu tun: Die Psalmen bieten Worte für Situationen, in denen eigene Worte fehlen.

Dabei geht manchmal fast vergessen, dass Psalmen nicht nur Trost und Hoffnung spenden, sondern das in ihnen auch gerne und viel gestritten wird. Auch die folgende Passage stammt aus Ps 139:¹

Wolltest du, Gott, doch den Frevler töten! Ihr Mörder, weicht von mir. Sie sprechen von dir voller Tücke, es erheben sich deine Feinde im Wahn. Sollte ich nicht hassen, Jahwe, die dich hassen, sollten mich nicht ekeln, die sich gegen dich auflehnen? Ich hasse sie mit glühendem Hass, auch mir sind sie zu Feinden geworden.
Ps 139,19–22

Streiten mit Gott und Menschen

Die Psalmen sind keine friedfertigen Texte. Im Gegenteil: Sie sind voll Streit und Hader. Nur gerade 18 von 150 Psalmen sind konfliktfrei. In allen anderen Psalmen ist zumindest ein Konfliktpotential greifbar. Hier ringen ein Gottesfürchtiger und seine menschlichen Gegner und Gegnerinnen miteinander, dort liegen Gott und

eine einzelne Beterin oder eine ganze Gruppe von Betenden miteinander im Streit.²

Die Häufung an Konflikten in Gebets- und Meditationstexten empfinden viele Menschen als irritierend. Bibelwissenschaftlerinnen und Bibelwissenschaftler arbeiten sich schon seit Langem an der Frage ab, weshalb in den Psalmen so häufig gestritten wird. Da Psalmen zeitlose Texte sind, lassen sie sich in den überwiegenden Fällen nicht mit einem konkreten historischen Ereignis verbinden und es führt



Initiale zu Psalm 55 aus dem St. Albans Psalter: Ein gewalttätiger Angreifer tritt und schlägt einen demütig knienden Mann mit Tonsur, der Gott um Gnade anfleht: «Erbarme dich meiner, Gott, denn der Mensch hat mich mit Füßen getreten.» (Bilder: Dombibliothek Hildesheim)

meist zu nichts, wenn man nach der historischen Identität der Gegner oder der Betenden fragt. Gewinnbringender ist es, den Feindbildern und -vorstellungen nachzugehen, die den Verfassern der Psalmen vor Augen standen. Oft begegnet zum Beispiel das Bild des skrupellosen Menschen, der rücksichtslos nach seinem eigenen Vorteil strebt. Er fügt anderen Schaden zu, einfach weil er es kann und Lust daran hat. Weil solche Menschen mit ihrem asozialen Verhalten gegen die Weisung Gottes verstossen, werden sie in den Psalmen auch als Frevlerinnen und damit als Gegner Gottes bezeichnet.

Eine uralte und reichhaltige Streitkultur

Ausgehend von den Feindvorstellungen in den Psalmen kann man nun noch einen Schritt weiter gehen und danach fragen, wie denn Betende, Gegner und Gott in einem Streit interagieren: Wie gestaltet sich das konflikthafte Zusammenspiel dieser drei Akteure? Worüber streiten sie? Wie laufen die Auseinandersetzungen ab? Und: Gibt es Strategien, wie Konflikte beendet werden können?

Betrachtet man die in den Psalmen zur Sprache kommenden Auseinandersetzungen etwas genauer, zeigen sich nicht nur eine grosse Fülle an Streitthemen und Konfliktgeschichten, sondern auch verschiedene Strategien im Umgang mit Konflikten. Anhand einiger Beispiele lässt sich diese grosse Vielfalt erahnen.

Vertrauen auf Gottes Hilfe

Jahwe, wie zahlreich sind meine Feinde, viele sind es, die gegen mich aufstehen, viele, die von mir sagen: Er hat keine Hilfe bei Gott. Sela
Ps 3,2–3

In Ps 3 versuchen die Gegner die Sprecherin zu schwächen, indem sie Zweifel säen an der Tragfähigkeit ihrer Beziehung zu Gott. Doch sie rechnen nicht mit dem starken Vertrauen der Beterin (vgl. V. 4–9). Ihr Zutrauen zu Gott ist so stark, dass die Angriffe ihrer Gegner sie nicht aus der Ruhe bringen können. Indem sie sich in ihrem Vertrauen auf Gott selbst bestärkt, schafft sie es, den Konflikt so lange auszuhalten, bis Gott ihr zu Hilfe kommt.

Distanz

Sei still vor Jahwe und harre auf ihn. Erhitze dich nicht über den, dessen Weg gelingt, und nicht über den, der Ränke schmiedet. Lass ab vom Zorn, gib auf den Grimm, erhitze dich nicht, es bringt nur Böses.
Ps 37,7–8

Die Verfasser der Psalmen wissen, dass sich konflikthafte Situationen besser aushalten lassen, wenn man Distanz zwischen sich und die gegnerische Partei bringt. In Ps 37 wirbt ein Lehrer bei seinem Schüler dafür, sich von bösen Menschen fernzuhalten. Der Grund: Der Zorn über die Übeltäter führt nur zu Bösem. Besser ist es, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern und sich um einen gottgefälligen Lebenswandel zu bemühen. Die Strategie des Lehrers besteht darin, jeder direkten Auseinandersetzung tunlichst aus dem Weg zu gehen und grösstmöglichen Abstand zu den bösen Menschen zu wahren. Zu grosse Nähe zu bösen Menschen birgt nämlich die Gefahr, selbst zum Frevler zu werden. Davon weiss nicht nur der Lehrer von Ps 37, sondern auch der Sprecher von Ps 73 zu berichten:

Ich aber wäre beinahe ausgeglitten mit meinen Füssen, um ein Haar wären meine Schritte ins Wanken geraten. Denn ich ereiferte mich über die Prahler, als ich sah, dass es den Frevlern gut geht.
Ps 73,2–3

Die Grenzen sind fliegend

Die Psalmen sind weit entfernt von einer Sichtweise in schwarz/weiss. Die Sprecherinnen der Psalmen sind nicht immer die unschuldigen Opfer ihrer böartigen Mitmenschen. Dass die Beterin in der Gefahr steht, selbst zur Frevlerin zu werden, zeigt ein erneuter Blick auf Ps 139:

Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne meine Gedanken. Sieh, ob ein gottloser Weg mich verführt, und leite mich auf ewigem Weg.
Ps 139,23–24

In Ps 139,19–22 (s.o.) hatte der Sprecher seinen Hass auf die bekräftigt, die sich von Gott abgewandt haben. Einen Augenblick später befällt ihn jedoch der Zweifel an seiner eigenen Rechtschaffenheit. Er bittet



In der Initiale zu Psalm 2 – ebenfalls aus dem St. Albans Psalter – sind mit Speeren und Schilden bewaffnete Soldaten abgebildet, die sich Christus entgegenstellen. «Warum haben die Völker gewütet?» Christus schlägt mit einer eisernen Rute zurück.

Gott darum, sein Herz zu prüfen und ihn davor zu bewahren, unwissentlich Schuld auf sich zu laden.

Gott und Mensch im Konflikt

Schon Psalm 37 und Psalm 73 haben gezeigt, dass zwischen Betenden und Gott Konflikte aufbrechen können. In beiden Beispielen stehen die Sprechenden in der Gefahr, vor Gott schuldig zu werden. Auch das Verhältnis zwischen Gott und Beterin in Ps 139 ist spannungsvoll. Hier steht aber nicht das Verhalten der Beterin in der Kritik, sondern das Verhalten Gottes. Nochmals Ps 139,5:

Von allen Seiten umgibst du [Gott] mich und hältst deine Hand über mir.

Dieser Vers, der so gerne als Taufspruch verwendet wird, weil er (scheinbar) eine grosse Portion Geborgenheit vermittelt, ist im Kontext des Psalms nicht positiv gemeint. In der Übersetzung nach Luther ist

das jedoch kaum noch wahrnehmbar. Erst der Blick in den hebräischen Text fördert zutage, dass die Beterin die Nähe Gottes als bedrückend empfindet: Gott schliesst sie ein und legt seine Hand *schwer* auf sie. Die Beterin fühlt sich von Gott bedrängt. Gott weiss alles über sie. Er sieht sie immer. Es gibt für sie keine Rückzugsmöglichkeit, denn an jedem Ort, den sie dafür in Betracht zieht, ist Gott bereits da.

Was Psalm 139,5 vermittelt, ist nicht Geborgenheit, sondern Bedrängung. Die Zuwendung Gottes, seine machtvolle Nähe, wird für den Beter zum Problem. Gleichwohl bleiben die Äusserungen des Beters ambivalent: Aus ihnen lässt sich sowohl sein Staunen über Gottes Macht und seine Dankbarkeit über die göttliche Zuwendung ablesen als auch seine Furcht vor der machtvollen und bedrängenden Nähe Gottes. Der Beter ist frustriert darüber, sich nirgends ausruhen zu können von Gott. Doch obwohl er sich mehr Distanz zu Gott wünscht, kommt eine Abwendung von Gott für ihn nicht in Frage.

Mit Psalmen über Konflikte nachdenken

Die Streiflichter auf einige wenige Konfliktsituationen lassen die reichhaltige Streitkultur der Psalmen erahnen. Die Welt der Psalmen lässt sich nicht in ein eindeutiges Schema von Gut und Böse einordnen. Gott kann Retter und Gegner sein und der Grat zwischen Gottesfurcht und Frevelhaftigkeit ist schmal. Konflikte werden oft nicht beendet, sondern müssen ausgehalten werden. Das tun die Betenden, indem sie möglichst viel Distanz zwischen sich und ihre Gegner bringen und/oder indem sie sich selbst in ihrem Vertrauen auf Gottes Eingreifen bestärken.

Texte wie Ps 139 loten die zuweilen spannungsvolle Beziehung zwischen Menschen und Gott auf feinsinnige Weise aus. Viele andere Psalmen sprechen unverblümt und offen davon, dass das Zusammenleben mit anderen Menschen und die Beziehung zwischen Menschen und Gott oft schwierig sind. Dank ihrer Zeitlosigkeit und Offenheit bieten viele Psalmen auch heute noch Anknüpfungspunkte für das Nachdenken über Konflikte und den Umgang mit ihnen. Die Psalmen bieten Worte für Situationen in denen Worte fehlen – wieso sollte das anders sein, wenn Menschen untereinander oder mit Gott im Streit liegen?

Nina Beerli ist Assistentin und Doktorandin am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft und Altorientalische Religionsgeschichte am Theologischen Seminar der UZH. In ihrem Dissertationsprojekt will sie herausarbeiten, welche Konfliktverständnisse im Psalter begegnen und wie die Psalmen Konflikte thematisieren.

Anmerkungen

1 Bis auf Ps 139,5, der aus der Luther Bibel stammt, wurden alle Texte der Zürcher Bibel entnommen.

2 Die Psalmen wurden wohl in der überwiegenden Mehrheit von Männern verfasst. Für einzelne Psalmen wird eine weibliche Verfässherschaft vermutet bzw. es kann eine weibliche Perspektive sichtbar gemacht werden. Zugleich ist es ein Grundzug des Psalters, dass viele Texte so offen gestaltet sind, dass sich Menschen unabhängig ihres Geschlechts mit ihren je spezifischen Nöten und Anliegen in den Texten unterbringen können. Diesem Umstand wird im vorliegenden Text Rechnung getragen, indem zwischen femininen und maskulinen Formen gewechselt wird.

Brieffunde werfen neues Licht auf antike Religion

Wie die ägyptischen Manichäer ihre Religion im Alltag des vierten Jahrhunderts lebten

Die AnhängerInnen des Manichäismus galten als streng gläubige und extrem asketische Sektierer und wurden als Feinde des römischen Staates verfolgt. Neue papyrologische Funde aus der ägyptischen Wüste lassen diese alte Religion wieder aufleben und zeigen, welche Rolle die Religion im Alltagsverhalten der ManichäerInnen wirklich spielte.

von **Mattias Brand**

Die Manichäer machten in Glaubensfragen keine halben Sachen: Entweder man stand auf der Seite des Lichts oder man verfiel in Finsternis. Ihr streng dualistischer Glaube stammt ursprünglich aus dem Iran und verbreitete sich bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. im Römischen Reich. Bekannt sind die Manichäer zudem, weil es sich um eine extrem asketische Bewegung handelte, die aufgrund ihres Glaubens und ihrer Gewohnheiten als Feinde des römischen Staates wahrgenommen und dargestellt wurden. In römischen Gesetzen finden sich rechtliche Maßnahmen gegen AnhängerInnen des Manichäismus und auch in manichäischen Texten wird häufig die religiöse Verfolgung beklagt.

Berichte von religiös motivierten Misshandlungen

Die Entdeckung einiger persönlicher Briefe von ManichäerInnen in einem ägyptischen Dorf namens Kellis (dem heutigen Ismant el-Kharab) erlaubt nun aber einen differenzierteren Blick auf den Manichäismus und seine Anhängerinnen und Anhänger. Die Briefe vermitteln den Eindruck eines Netzwerks von Familien und Einzelpersonen, die in relativem Frieden lebten. Nichts deutet darauf hin, dass sie sich vor der römischen Regierung versteckten oder systematisch von den Kräften bedroht wurden, die zur antimanichäischen Gesetzgebung der Jahre 370 und 380 n. Chr. führen sollten.

Im Gegensatz zu den manichäischen Erzählungen über Verfolgung wenden sich die ägyptischen Manichäer, die besagte Briefe verfasst haben, regelmäßig an die Justizbehörden und stehen in Kontakt mit einigen der höchsten römischen Beamten der Region. Einer dieser Beamten hat den Manichäern sogar ein Haus geschenkt. Was die Briefe jedoch vermitteln, ist ein Gefühl von Unbehagen. Wie mo-

derne amerikanische Evangelikale, die sich ständig verfolgt fühlen, berichteten auch die Manichäer in Ägypten von Misshandlungen und Unannehmlichkeiten. Diese Episoden sind, so traurig sie auch sein mögen, wahrscheinlich nicht religiös motiviert. Zwar betete der Manichäer Makarios (der ausserhalb des Dorf-Archivs unbekannt ist) zu Gott, er möge ihm und seiner Familie «die Freiheit schenken», damit sie ihn «wieder leibhaftig begrüßen können» (P. Kellis V Copt. 22), aber dieser Wunsch hat mehr mit den schwierigen ökonomischen, sozialen und geographischen Umständen zu tun als mit der religiösen Zugehörigkeit. Das Leben in der westlichen Oase war nicht einfach und die Unsicherheit des Reisens bestimmte oft das Dasein ihrer BewohnerInnen.

Bedeutender Fund privater Briefkorrespondenz

Eine kürzlich in einer westlichen Oase in Ägypten entdeckte private Briefkorrespondenz liefert nicht nur die Grundlage für die Studie *Religion and the Everyday Life of Manichaeans in Kellis* von Mattias Brand, sondern bildet auch darüber hinaus eine bedeutende historische Quelle. Sie zeigt, wie manichäische Überzeugungen und Praktiken mit familiären und nachbarschaftlichen Interaktionen verbunden wurden. Ihre Überlieferung verdankt die Sammlung wesentlich Manichäern und Manichäerinnen wie Maria, die damals im Dorf Kellis zurückgeblieben ist, während ihr Mann Makarios und ihre Söhne Piene und Matthaïos auf Reisen waren. Maria sammelte die Briefe ihrer Lieben und hielt so nicht nur die Familie zusammen, sondern trug auch erheblich zum Erhalt der Familienkorrespondenz bei.



Die Manichäer in Kellis schrieben sowohl Briefe als auch liturgische Bücher. Diese Darstellung einer Schreiberszene stammt allerdings aus der östlichen manichäischen Tradition. Sie findet sich in einem uigurischen Buch aus Kocho (Xinjiang, China). (Bild: The Picture Art Collection / Alamy Stock Photo)

Alltag und religiöse Sprache

In den meisten manichäischen Briefen, die oft in koptischer und griechischer Sprache verfasst sind, werden aber nicht Fragen von Verfolgung und Unterdrückung thematisiert, sondern profanere und alltägliche Dinge. So erinnert der bereits erwähnte Makarios seine Frau Maria in einem Brief daran, ihrem gemeinsamen Sohn Matthaios Schuhe in eine Stadt im Niltal zu schicken, oder er schlägt vor, Haushaltsgegenstände zu verkaufen, um seine Reisen bezahlen zu können. Während er in der Interaktion mit seinen Nachbarn weitgehend auf manichäische Terminologien und Hinweise verzichtet, erscheint innerhalb der Familienkorrespondenz auch Alltägliches oft in ausgesprochen religiöser Sprache. Makarios formu-

liert in einem seiner Briefe z.B. die folgende Fürbitte: «Dies ist mein Gebet zu jeder Stunde zum Vater, dem Gott der Wahrheit, dass er dich gesund in deinem Körper, fröhlich in deiner Seele und fest in deinem Geist erhalte», wobei der Wunsch hinzugefügt wird, der Empfänger möge «das Leben im Reich der Ewigkeit finden» (P.Kell.Copt. 29). Einige dieser Ausdrücke, wie der Satz «Vater, der Gott der Wahrheit», kehren in manichäischen Psalmen, Gebeten und Lehrtexten wieder, die im Haus von Makarios und Maria gefunden wurden (was im Übrigen zeigt, dass die Familie zu Hause manichäische Rituale pflegte).

Differenzierte Betrachtung von religiöser Identität

Wie viele moderne Gläubige lebten ManichäerInnen ihr Leben im Allgemeinen nach dem, was sie für richtig hielten, und nicht streng nach den festgeschriebenen religiösen Regeln. Zwar tauchen in den Briefen oft religiöse Formulierungen auf (vor allem im Zusammenhang mit den Reisen mit dem «großen Lehrer»), aber es gibt viele Situationen, in denen manichäische Überzeugungen und Praktiken überhaupt keine Rolle spielten. Makarios und die anderen AutorInnen der Briefe handelten keineswegs immer auf der Grundlage ihrer religiösen Identität. Wenn Manichäer in der Forschung nur als eine verfolgte Sekte mit strengen Regeln und Vorschriften betrachtet werden, wie es bis heute oft der Fall ist, wird ausgeblendet, dass die Religion nicht immer hochrelevant und wichtig, sondern oft auch völlig unsichtbar war. Die in der koptischen Briefkorrespondenz enthaltenen Interaktionen zeigen, dass bestehende Rekonstruktionen des Manichäismus, die lediglich auf theologischen, kosmologischen und juristischen Texten basieren, in Frage gestellt werden müssen. Die Lebenswelt gewöhnlicher Familien war anders, als uns die Verfasser solcher Texte glauben machen wollen.

Mattias Brand ist Postdoktorand am Religionswissenschaften Seminar der Universität Zürich. Er hat im Sommer 2022 die Studie *Religion and the Everyday Life of Manichaeans in Kellis* veröffentlicht, in der er die neuen gefundenen Briefe der ManichäerInnen erschliesst und untersucht, um mehr über die gelebte Realität einer antiken Religion herauszufinden. Das Buch ist bei Brill erschienen und Open Access verfügbar. Download und weitere Informationen unter: <https://brill.com/view/title/61749>

Ehrenpromotion 2022: Prof. Dr. Dorothea Sattler

Ende April 2022 hat die Theologische Fakultät der Ökumenikerin Dorothea Sattler die Würde einer Doktorin ehrenhalber verliehen.

Prof. Dr. Dorothea Sattler hat ihr gesamtes wissenschaftliches Schaffen auf Beziehungen ausgerichtet und dabei das Verhältnis zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen ins Zentrum gestellt. Für Sattler geht es vor allem um die Frage nach Versöhnung: «Das Unversöhnte und seine Ursachen in den Blick zu nehmen, das ist im Grunde das, was mich motiviert.» Die Unversöhntheit unter den Kirchen empfindet sie als einen Skandal.

Dorothea Sattler, die als Professorin an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster tätig ist und dort das Ökumenische Institut leitet, setzt sich auch dafür ein, die Teilhabe von Frauen am gesamten kirchlichen



Dorothea Sattler (links) erhält im Rahmen des Dies Academicus von Dekanin Dorothea Lüdeckens die Urkunde mit der Ehrenpromotion. (Bild: Frank Brüderli/UZH)

Leben in der römisch-katholischen Kirche zu intensivieren. Sie trifft mit ihrer aussergewöhnlichen intellektuellen Leistung und mit ihrem unermüdlichen Engagement zum Aufbau und Erhalt von Beziehungen einen ganz grundständigen Wert der Theologischen Fakultät der Universität Zürich.

Das Video zur Ehrenpromotion ist online verfügbar unter:
<https://t.uzh.ch/1ns>

Am Mittwoch, 26. Oktober 2022, hält Dorothea Sattler von 16:15–17:45 Uhr an der Theologischen Fakultät der UZH (Kirchgasse 9, Raum 200) eine Gastvorlesung mit dem Titel «Gemeinsam eingeladen am Tisch des Herrn. Ökumenische Perspektiven». Interessierte sind zum Vortrag und zum anschliessenden Gottesdienst im Fraumünster («Evensong») herzlich eingeladen.



Teilnehmer:innen des IOSOT-Kongresses im Lichthof der Universität Zürich. (Bild: Diana Haibucher)

Erfolgreicher internationaler Kongress

Im Sommer 2022 war die Theologische Fakultät der Universität Zürich Gastgeberin des 24. Kongresses der «International Organization for the Study of the Old Testament» (IOSOT).

Anfang August durfte die Theologische Fakultät im Rahmen des 24. IOSOT-Kongresses eine ganze Reihe hochkarätiger Expertinnen und Experten aus der ganzen Welt in Zürich begrüssen. Parallel dazu wurden auch die Kongresse der International Organization for Masoretic Studies (IOMS), der International Organization for Septuagint and Cognate Studies (IOSCS), der International Organization for Qumran Studies (IOQS) und der International Organization for Vulgate Studies (IOVS) durchgeführt. Insgesamt nahmen an den Veranstaltungen, die unter der Federführung von Prof. Dr. Konrad Schmid organisiert und durchgeführt wurden, rund 400 Personen teil. Neben einer Vielzahl von Keynotes und über 200 kleineren Vorträgen bot das umfangreiche Programm auch ein Abendessen mit Blick über die Dächer von Zürich (im ETH-Dozentenfoyer) und eine Schifffahrt auf dem Zürichsee, für die eigens die *Panta Rhei* angemietet wurde.

Die Hauptvorträge des IOSOT wurden aufgezeichnet und können auf der Kongress-Website angesehen und angehört werden:

www.iosot2022.uzh.ch

Erleuchtung garantiert: Der Podcast der ThF

Wissenschaftliche Spotlights auf Religion und Spiritualität

April 2021 zu Zeiten von Covid-19: Zum zweiten Mal nach kurzer Präsenz sind Dozierende nur über den Bildschirm zu erleben, keine Mensa, keine Diskussion auf den Gängen – Zeit für ein neues Format, das einem Professor:innen auch zu Hause oder im Wald beim Joggen persönlich näherbringt. In 13 Podcastfolgen berichten sie in Gesprächen mit der Dekanin Dorothea Lüddeckens von ihrer Forschung,

Karfreitags, zur Sakralisierung russischer Politik, zu Rap und Religion sowie zu Schöpfungsmythen und der Stellung des Menschen in der Welt. Mit dabei waren nun auch Wissenschaftler:innen von ausserhalb der Fakultät und Nachwuchskräfte.

Seit dem 16. September 2022 läuft die dritte Staffel von «Erleuchtung garantiert». Den Auftakt bildet dabei ein Gespräch mit UZH-Rektor Michael Schaeppman, der von seiner Jugend zwischen Calvinismus, Katholizismus, Luthertum und Zwinglianismus erzählt. Jeden zweiten Freitag gibt es eine neue Folge. Zu hören sind die Gespräche überall, wo es Podcasts gibt, oder direkt auf:

www.erleuchtung-garantiert.ch



Dekanin Dorothea Lüddeckens im Gespräch mit Michael Schaeppman, Rektor der UZH. Die Podcastfolge, die dabei entstanden ist, bildet den Auftakt zur 3. Podcast-Staffel und ist am 16.9.2022 erschienen. (Bilder: Andi Gredig)

denken über gesellschaftsrelevante Fragen nach und sprechen durchaus auch über Privates.

Der Podcast zu Themen wie der Impffrage, der Gewalt in Gaza und Israel und der Digitalisierung der Kirche stiess auf grosses Interesse: Bis im August 2021 hatten die Aufnahmen bereits 800 Hörer:innen gefunden, inzwischen wurde «Erleuchtung garantiert» über 6500 Mal angehört.

In der zweiten Staffel ging es weiter mit Gesprächen zu Nahtoderfahrungen und zur Deutung des

Die Folgen der 2. Staffel:

- Von Wach- und Traumvisionen: Simon Peng-Keller über das Sterben als spirituelles Ereignis mit medizinischen Implikationen
- Von gleissendem Licht und Lebensfilm: Jens Schlieter über die Deutung von Nahtoderfahrungen
- Von Tyrannenmord und guten Mächten: Dominik Weyl über den Theologen Dietrich Bonhoeffer
- Islam der Selbstverständlichkeit: Rap und Religion mit Andrea Suter
- Es ist vollbracht – Karfreitag zwischen historischen Fakten und theologischer Deutung mit Jörg Frey
- Blinde Flecken der Theologie – Sabrina Müller über die fehlende weibliche Perspektive und Theologien von unten
- Sakralisierung russischer Politik? – Sebastian Rimestad über die Orthodoxen Kirchen in Russland und der Ukraine
- Sex oder kein Sex? – Bruno Biermann über Interpretation und Funktionen antiker Stempelsiegel
- Von selbstgewählter Armut bis zur Wahrheit der Anderen – Pater Laurentius Höhn über das Leben im Dominikanerorden
- Von Ordnung, Chaos und Verantwortung: Thomas Krüger über Schöpfungsmythen und die Stellung des Menschen in der Welt